

8. Völkerschau



“Dieser Menschenfresser, meine Herrschaften, würde Sie sofort verspeisen, wenn es nicht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch verboten wäre.“ *Fliegende Blätter*, Band 119, Nr. 3023-3048 (1903), S.229

„Mit den fünfhundert Dukaten kaufte ich mir drei Stück Kaffern, braune Kerls, die unbedeckte Naturballette ausführten, kriegerisch heulten, lebendige Hühner zer-rissen, diese roh verschlangen und allerlei hübsche Sächelchen machten.“ (Holtei 1911, S.257)

Während die großen Völkerschauen und einige Circusse seit dem Ende des ersten Weltkriegs i.d.R. nurmehr „primitive“, aber „edle Völkerschaften“ in „ethnologischen Ausstellungen“ auf „anthropologischen Gastspielreisen“ präsentierten und dabei mit einem vermeintlich bildenden Anspruch warben (dazu Dreesenbach 2003, S.226; Goldmann 1987, S.93), wurden in den Schaubuden weiterhin Shows gezeigt, wie sie beispielsweise Carl Krone sen. bereits ein halbes Jahrhundert zuvor aufführte: *“Die Krones engagieren die Afrikaner, verkaufen ihre Schießbude - und los geht's mit der “Afrikanischen Negerschau”. Die Männer aus Afrika veranstalten in der kleinen Zeltbude ein Höllenspektakel: Sie trommeln, krakeelen und springen herum, als ob sämtliche Stämme Nigerias oder des Kongo in einem künstlerischen Wettbewerb stünden. Mit Kunst aber hat der ganze Budenzauber nichts zu tun, doch die Zuschauer finden es herrlich, die ‘wilden Neger’ genauso zu erleben, wie sie sich die Menschen in Afrika vorstellen.”* (Kürschner 1998, S.25)

Das Theater von Antonio Wallenda präsentierte Ende des 19. Jahrhunderts als Hauptattraktion einen mit einem Jaguarfell bekleideten tanzenden „Neger“: *„Bevor er auftrat, hielt der Geschäftsführer eine Ansprache an das Publikum, worin er mit-*

teilte, der Wilde sei schon so weit zivilisiert, daß er Zigarren rauche, Bier trinke und in der Liebe einige Erfahrungen habe.“ (Thomas 1905, S.227)



Holzstich "Schaustellung wilder Indianer" (1877) nach einem Gemälde von Paul Meyerheim, Sammlung Nagel

Solche Schaubudendarbietungen bedienten, verbreiteten und verstärkten chauvinistische, nicht selten auch rassistische Vorstellungen vom triebbestimmten, unzivilisierten Wilden.

“Interessant sind auch die vier Buschmänner, in der nebenstehenden Bude, seltsame den Affen ähnelnde Menschenrace, auf der untersten Stufe der Cultur. Doch scheinen sie sehr guthütig zu sein, wie sie denn auch jede halbe Stunde vor den Zuschauern bereitwillig ihre Sprünge und Tänze wiederholen. (...) Auf Schnaps sind diese rohen Naturkunden wie besessen, und begierig wird selbst der verschüttete Tropfen aufgesogen.“ (Der Courier a.d. Weser 1854 in Sagemüller 1993ff, S.7)

“Früher zeigten sie Neger als Menschenfresser auf dem Jahrmarkt. Die waren an einer Kette und saßen in einem Käfig, und die Inhaber der Schaustellung hatten weiße Matrosenanzüge an, als wenn sie zur See gefahren wären und hätten die Neger mitgebracht. Die Neger hatten Kaurimuscheln umhängen und einen Ring durch die Nase, und sie haben in ihrem Käfig gebrüllt, wenn der Schausteller an der Kette zog. Da haben sie einen großen Eimer mit Fröschen hingestellt und haben gesagt, das wäre ihre Speise. Ach, das waren ganz ordentliche Neger, die hätten keinem Menschen was getan. (...) Aber die Leute in den Kleinstädten auf den Jahrmärkten haben das bestimmt geglaubt. Natürlich haben die Leute das geglaubt.“ (Münchner Stadtmuseum 1975, S.22)

“Wenn diese drei Wilden ihre Waffentänze in Begleitung einer Negertrommel und dämonischen Geschreies aufführen, wird das Gemüth des Menschenfreundes von Mitleid und Bedauern ergriffen, daß so viele Völkerschaften mit guten natürlichen Anlagen in der Gesittung noch so weit zurück sind.” (Rezension einer Schausstellung in Oettermann 1992, S.89)

Adolph Menzel: Die Zulus, um 1863
Keisch 1996, S.217



Die Rezension spiegelt den zunehmend rassistisch–chauvinistischen Zeitgeist im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wider, der auch in einer Ankündigung von Robert A. Cunninghams *“Schaustellung von Austral - Ureinwohnern, Cannibalen männlichen und weiblichen Geschlechtes“* aus dem Jahr 1887 deutlich zu Tage tritt. Cunningham war dabei ein höchst umstrittener Impressario, der unter seinen Kollegen wegen seiner brutalen Methoden einen äußerst schlechten Ruf hatte.

„Da (...) ein gänzlich Aussterben dieser merkwürdigen Menschen-Varietät in nicht langer Zeit bevorsteht, so sollte kein Gebildeter es versäumen, Cunningham’s Austral-Neger zu besichtigen. (...) Aufführung (...) durch die ganzen Staaten von Amerika, Canada, vor der Anthroposophischen Gesellschaft in Brüssel, Berlin, Paris, Moskau, Rom, sowie vor dem Prinzen Roland Bonaparte und seiner Majestät dem Sultan der Türkei und in Wien. - Zeugnisse von sämtlichen Professoren der Welt über die Echtheit der Austral-Neger, Bumerang-Werfer, bestehend aus Mann, Frau und Knabe, schwarzen Pfadfindern von der anderen Welt. Die einzige Truppe von uncivilisirten Wilden, welche furchtbare Narben an ihrem Körper, und Knochen sowie Ringe durch Nasen und Ohren als Schmuck tragen. Trotz ihrer wenigen Verstandeskräfte und Sprachvermögen führen sie Friedens-, Kriegs-, Känguruh-, Emu- und Tockatoo-Tänze auf. (...)“ (Schardt 1980, S.89)

Der eigentliche Erfolg gründet aber wohl eher in der Faszination des angeblich Exotischen, Wilden und Triebhaften auf die Gesellschaft der Gründerjahre und der Jahrhundertwende. Die Schaugelüste in diesen pruden Zeiten waren dabei auch erotischer Natur: *“Die erotische Faszination der ‘muskelös-sehnigen, schlanken, geschmeidigen Menschen, die fast völlig nackt gingen’, blieb nicht auf Männer beschränkt, auch wenn die überproportionale Besetzung der Völkerschauen mit möglichst ‘ursprünglich’ bekleideten Frauen deutlich auf männliche Bedürfnisse be-*

rechnet war. In der Presse wurde aber vor allem immer wieder hervorgehoben, wie die 'herkulisch-animalischen' Körper der Neger besonders die 'Damenwelt' faszinierten. Es wird berichtet, daß eine Dame der Berliner High-Society sich heimlicherweise einen Dinka-Neger ausgeliehen habe, um ihn erst nach zwei Wochen wieder zurückzubringen." (Stephan Ottermann in Kosok/ Jamin 1992, S.96)



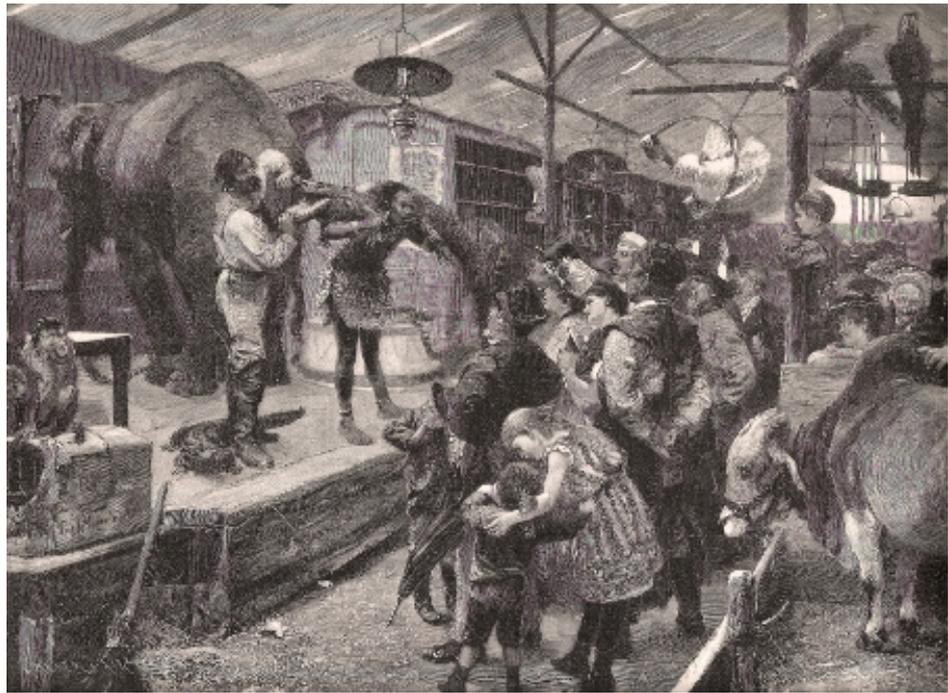
In vielen Jahrmarktsbuden dürften diesbezügliche Erwartungen der "Damenwelt" allerdings enttäuscht worden sein. Viele Schaubuden zeigten keine "ungezügelter Wilden", obwohl sie mit "afrikanischen Negertänzen" als Gratis-Draufgabe für ihre Programme warben: "Aber sie holten sich dazu keine Afrikaner, das wäre zu teuer. Ihre Arbeitsburschen mußten sich Hände und Gesichter mit Schuhcreme einschmieren, und schon waren die 'Neger' fertig!" (Kürschner 1998, S.25f)

Stich 1869, Sammlung Nagel

Solcherlei plumpen Schaubuden-Täuschungen wurden zur großen Erheiterung des Publikums immer wieder aufgedeckt. So wird von einem wilden, braunhäutigen "Menschenfresser" berichtet, der im Jahr 1862 in einer Menagerie gezeigt wurde. Sein Wärter konnte sich nur mit archaischen Hornsignalen aus einer Muschel mit ihm verständlich machen, er sang in einer fremden Sprache, tanzte "in eigentümlicher Weise", biss einem lebenden Huhn den Kopf ab und saugte sein Blut aus. Als er sich anschickte, "mit dem größten Heißhunger über das getötete Tier herzufallen und es aufzuzehren", geriet durch Zufall ein Bauer in das Innere seines Kabinetts. Der erschrockene „Wilde“ sprang ihm wütend an die Kehle und schrie: "Was hab'ns denn da z'suchen, schau'n's, daß außi kämen!" (Haller Tagblatt 30.12. 1862, zit. in Sagemüller 1993ff, S.488)

Das Zerreißen und Verschlingen lebender Kleintiere war eine viel kritisierte, wegen seiner Publikumswirksamkeit im späten 19. Jahrhundert aber durchaus verbreitete Darbietung. Dies stand auch im Zusammenhang mit der seit Mitte des Jahrhunderts stark gestiegenen Zahl von Schaustellungen echter oder angeblicher „Wilder“. Letztere mussten dem Publikum, das um den verbreiteten „Wildenschwindel“ oft wusste, schon etwas Besonderes bieten. Tatsächlich vollzogen in der Regel nur „falsche Wilde“ solche absonderlichen „Rituale“. (vgl. Gartenlaube 1873, S.322)

Die Schausteller rührten angesichts der steigenden Konkurrenz die Werbetrummel umso stärker - unter echten "Häuptlingen" ging kaum etwas. Andernfalls taugten dunkelhäutigen Menschen oft gerade noch als Staffage in Tierbuden und Panoptiken



Holzstich nach einem Gemälde von Paul Meyerheim, 1893, Sammlung Nagel



oder sie dienten dazu, diversen Darbietungen ein exotisches Fluidum zu verleihen.

In diesem „Stabuff“ kämpften farbige Ring- und Faustkämpfer: „Afrikanisches Sporttheater“, Detail einer Bildpostkarte 1905, Sammlung Nagel

Die „Echtheit“ der „Wilden“ wurde durch aushängende „Zertifikate bedeutender Professoren“ bestätigt und die Biographien der menschlichen Ausstellungsstücke waren ebenso phantastisch wie ihre ethnischen Zuordnungen:
„Auf dem Brettermarkt während der Messe. Theater der lebenden Zulukaffern. Erstes Auftreten des englischen Kriegsgefangenen Zulukaffern Beni Hoh in voller Kriegsausrüstung etc. etc. Es ist dies Einer von jenem Stamme der frechen, wilden Kannibalen (Zulukaffern), welche bei der Ermordung des Prinzen Lulu Napoleon beteiligt waren; nur das Gebet von diesen Leuten zu sehen, ist sehr interessant. Derselbe wird auch seine heimatlichen Sitten und Gebräuche verrichten, (...) 300 Mark Belohnung Demjenigen, der nachweist, daß der Mann nicht ächt ist. Über die

Ächtheit desselben sind stets an der Schaubude amtliche Zeugnisse ausgehängt.”
(Nördlinger Anzeigenblatt 29.5.1880 in Sagemüller 1989, S.65f)

Die Kolonialisierungsbestrebungen des deutschen Reiches ließen die Schaustellungen exotischer Menschen auf den Jahrmärkten noch einmal ansteigen. Die Schau- steller griffen rasch das Interesse der Menschen an den Einwohnern der Kolonien auf und gaben ab der Mitte der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts Farbige bevorzugt als „Kameruner“ aus, „neue Landsleute“, die ihre „Sitten und Gebräuche“ in den Buden vorführten. Die Sitten und Gebräuche der Kolonialherren waren dabei für die Afrikaner nicht minder interessant. Ein heimlicher Beobachter, der nach Show- schluss eigentlich dem „kindlichen Wesen“ der Mitglieder einer Togo-Truppe nachspüren wollte, sah sie Karten spielen und sich über die Merkwürdigkeiten der Weißen lustig machen: *„Da hat sich einer tatsächlich einen Ring ins Auge ge- klemmt, als wäre es ein Monokel, seinen Spazierstock schwingend, greift er sich an den imaginären Zylinder, Taggggherrrrdoktorrrr, auf alle Seiten grüßend, während auf der Wiese am Karpfenteich eine Gruppe junger Afrikaner sich Arme und Beine verrenkt, die Achtungsstellung übend, ohne dass jemand sie kommandieren müsst- te.“* (Brändle 2007, S.19)



Postkarte 1899, Sammlung Nagel

Schaubudenbesitzer, die sich häufig als weit- gereiste Tropenforscher oder Kapitäne ausga- ben, präsentierten oft- mals dunkelhäutige A- merikaner, *„die je nach den Forderungen der Aktualität als Kongo- neger oder Hottentot- ten, Samoaner oder Aschantis auftraten“* (Ostini 1892, S.332)

In einem Fall wird von farbigen Seeleuten be-

richtet, die ihr Schiff verpasst hatten und während ihres Zwangsaufenthalts eine zwischenzeitliche Erwerbsmöglichkeit als „Menschenfresser“ in einer Schaubude fanden. (vgl. Hoferichter 1960, S.140)

„Als Freund der Natur bin ich von jeher auch sehr für Wilde eingenommen gewe- sen. Aber auch die nicht ganz echten Wilden sind nicht zu verachten. So erinnere

ich mich unter anderen eines Negers, welcher als Diener bei Kreuzberg an der Casse beschäftigt war, aber entlassen wurde und am zweiten Tage darauf sich als Wilder, nämlich als halbnackter Negerhäuptling, etablierte, wobei er eifrig und mit großem Ernst einen Messingmond anbetete. Des Vormittags war er zahm und ging, gekleidet wie wir, unter dem Publikum einher, und erst vom Mittag an, wo das schaulustige Publikum sich einfand, wurde er zum Wilden.“ (Gartenlaube 1873, S. 322)

Auch größere Völkerschauen engagierten mitunter bei uns heimische Farbige, denen das normale Erwerbsleben aufgrund rassistischer Vorurteile häufig verwehrt blieb. In den 20er und 30er Jahren boten zudem Komparsenrollen in den rassistischen Stereotype und Vorurteile verbreitenden „Kolonialfilmen“ Möglichkeiten, Geld zu verdienen.

In der Regel warben die späten großen Völkerschauen, die im Gegensatz zu Jahrmarktsbuden mit Nordafrikanern, Tscherkessen und Indern fernerhin oftmals Mitglieder fremder „Kulturvölker“ zur Schau stellten, oder auch hellhäutigere und somit im damaligen Verständnis weniger „primitive“ Eingeborene wie die als besonders „anmutig und liebenswert“ geltenden Samoaner, jedoch ganze Gruppen oder Familienverbände für einen bestimmten Zeitraum über Agenten an. Die Gagen konnten dabei durchaus zu einigem Wohlstand in den Heimatländern verhelfen. Andererseits ließen sich vieler dieser Menschen nur mit falschen Versprechen oder aus wirtschaftlicher Not heraus zu so einer beschwerlichen Reise bewegen und litten häufig unter den fremden Lebensumständen oder Krankheiten.

Völkerschau-Führer 1904, Sammlung Nagel



Andere verlängerten immer wieder ihre Verträge oder blieben sogar ganz in Europa; so der Anfang des 19. Jahrhunderts in England gezeigte „weißgefleckte Neger“ Bobey. Der ehemalige jamaikanische Sklave trennte sich von seinem Impressario und eröffnete eine kleine reisende Menagerie wilder Tiere, deren Hauptattraktion allerdings er selbst war. Bobey heiratete eine Engländerin und wurde Freimaurer. (vgl. Greiner-Mai 1986, S.114ff) Auch das Oberhaupt einer Truppe aus Togo trennte sich im Jahr 1900 von seinem Impressario und reiste fortan mit seinen Leuten und einem deutschen Angestellten als selbstständiger Unternehmer durch Europa. (vgl. Brändle 2007, S.36)



Sammlung Nagel



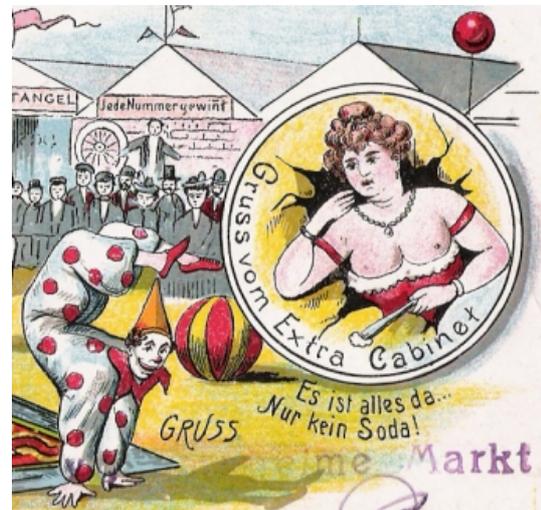
Mit „Giraffenhalsfrauen“ und „Lippenegerinnen“ ließen sich auch Anfang der 30er Jahre noch gute Geschäfte machen. Hier verbanden sich Völker- und „Freakschau“. Zum Interesse am „Exotischen“ gesellte sich die Schaulust am „Abnormalen“. Im Falle der „Giraffenhalsfrauen“ aus Birma verhinderte allerdings deren Regierung die Fortführung der lukrativen Gastspielreise durch Europa. (vgl. Wilschke 1941, S.252)

(Souvenirkarte, Sammlung Nagel)

Die bereits angerissene deutlich voyeuristische Komponente vieler Buden, die exotische Menschen zeigten, trat in den nur Herren zugänglichen sogenannten „(türkischen) Harems“, „Damenhallen“ oder „Extrakabinetts“ des späten 19. Jahrhunderts schließlich offen zutage.

„(...) Es sollen sich häufig in diesen Schaubuden separate Kabinets befinden, in denen gegen besonderes Eintrittsgeld derartige Frauenzimmer in höchst mangelhafter und anstößiger Bekleidung Vorstellungen geben, oder sich nur zeigen. Ich suche ergebenst, alle derartigen Schaubuden einer strengen polizeilichen Kontrolle zu unterwerfen. Der Regierungspräsident in Arnsberg 1887“
(Stadtarchiv Soest 1972, S.38)

Detail einer Bildpostkarte von 1911, Sammlung Nagel



Diese Schaubuden waren geradezu ein Sinnbild für das u.a. vom Klerus immer wieder angeprangerte “unsittliche Treiben” auf den Jahrmärkten. Trotz obrigkeitlichen Vorgehens gegen solcherart “obszöne Schaustellungen” oder auch der Beschwerden von Organisationen wie dem “Deutschen Frauen-Verein zur Hebung der Sittlichkeit” (vgl. Harzheim 1990, S.40) konnten einige dieser Buden “das verderbliche Gift der Unzucht” geraume Zeit “im Lande umherschleppen” (aus einem Beschwerdebrief des besagten Vereins von 1894, zit. in Harzheim 1990, S.40).



„Einblicke in ein Damen-Saunabad“
Foto einer Schaubude um 1950
Sammlung Nagel

Dabei bot so ein „Piktus“ den Herren oftmals überhaupt nicht die durch vielversprechende Abbildungen, tief dekolletierte Damen und mannigfaltige Andeutungen des Rekommandeurs erhofften An- und Einblicke. Gezeigt wurden vielmehr belanglose Darbietungen. Wer mehr sehen wollte, musste für den Zugang in Extrakabinette zahlen, in denen einzelne Damen in der Regel wiederum lediglich bescheidene Kunststückchen darboten, die nicht den geweckten Erwartungen entsprachen. (vgl. Thomas 1905, S.169)



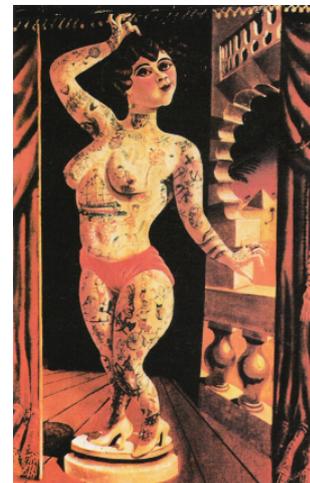
Sammlung Nagel

In den ausgewiesenen „Haremsbuden“ bekamen die Besucher in der Regel Schlangen-(Tänze leicht bekleideter Damen und lebende Bilder in schwülstigen Kulissen zu sehen.

Auch die Zurschaustellung weitgehend entkleideter Körper tätowierter Damen ist in diesem Kontext zu betrachten. „So fängt ‚Suleika, die wundersam Tätowierte‘, ein Gemälde von Otto Dix aus dem Jahr 1920, besser als alle Photo-Dokumente die Stimmung ein, die mit der Zurschaustellung tätowierter Frauen zumindest intendiert war: Orient und Harem.“ (Oettermann 1994, S.88)

Nicht von ungefähr waren sie im besonderen Maße von Reglementierungen und Auftrittsverboten betroffen.

„Suleika, das tätowierte Wunder“
Ölgemälde von Otto Dix (1920)
Karcher 2002, S.59



Die in den Vereinigten Staaten recht verbreiteten „Girl-Shows“ fußten ebenfalls u.a. auf Schaustellungen in klischeehafter Orient- bzw. Haremsaufmachung. Die Shows waren von Beginn an vorrangig erotischer Natur und entwickelten sich im Laufe der Zeit zu reinen Striptease-Shows.

Parade einer amerikanischen „Girl-Show“ in den 50er Jahren, Sammlung Nagel